

Seminar: Differentielle Psychologie
Dozenten: Dr. Herzberg, Dr. Beckmann
LV-Nr. 11040213

- Ausarbeitung zum Thema:
- Soziale Erwünschtheit als Konsistenzmoderator -

Datum: / SS 2001

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis

1

Abstract:

2

Einleitung: vom Einfluss Des Anderen

2

1. Der Moderatorvariablenansatz

4

1. 1. Idee, Kontext und Begriffe

4

1.2. Kernaussage des Moderatorvariablenansatzes

4

1.3. Kritik

5

2. Soziale Erwünschtheit

5

2.1 Konformität, Erwünschtheit, Sanktion - Grundgedanken und Abstraktionen

5

2.1 Definition von Sozialer Erwünschtheit

7

2.2 Soziale Erwünschtheit und Konsistenz

10

2.3 Soziale Erwünschtheit unter dem Aspekt der Messbarkeit

11

2.4 Soziale Erwünschtheit und Konsistenz im Hinblick auf Messbarkeit

13

3. Schlussfolgerungen, Ausblick , Fazit

16

3.1. Soziale Erwünschtheit: Problematik von Sichtweise und Definition ?

16

3.2. Soziale Erwünschtheit im Licht interdisziplinärer Betrachtung

17

3.3 Fazit

18

4. Verzeichnis der verwendeten Literatur

19

Abstract:

In dem zur Ausarbeitung gehörendem Referat „Konsistenz und Konsistenzkontroverse in der Differentiellen Psychologie“ vom 25. April 2001 wurden Konsistenz und Konsistenzbegriff unter der speziellen Perspektive der Differentiellen Psychologie beleuchtet. Es wurde ein einführender Überblick zur Konsistenzkontroverse in der Differentiellen Psychologie gegeben und kritische Punkte am Konsistenzkonstrukt angesprochen. In der vorliegenden Arbeit hingegen wird der Konsistenzbegriff aus der speziellen Perspektive des Moderatorvariablenansatzes heraus kurz diskutiert. Im Vordergrund der Diskussion steht dagegen der Moderator Soziale Erwünschtheit, der hauptsächlich als Fehlerquelle bei Untersuchungen benannt wird. Die vorliegende Arbeit widmet sich überwiegend der Frage, welchen Inhalt das Konstrukt Soziale Erwünschtheit hat und ob die bisherigen Definitionen und Erklärungen befriedigend sind. Ferner werden messtheoretische Probleme erörtert und eine eigene Hypothese zu Sozialer Erwünschtheit und Konsistenz mit bestehenden Daten in Beziehung gesetzt. Die Arbeit kommt zu dem Fazit, dass Soziale Erwünschtheit als Moderator wahrscheinlich einen Einfluss auf die Konsistenzschätzung von Personenmerkmalen hat, aber als Konstrukt selbst bisher unbefriedigend und unzureichend definiert bzw. erklärt worden ist. Abschließend wird auf die Bedeutung einer interdisziplinären Sichtweise zum Verständnis Sozialer Erwünschtheit eingegangen und vor allem soziologische und biologische Theorien als Schlüssel zu einem angemessenen Verständnis betont.

Einleitung: vom Einfluss Des Anderen

Es dürfte in der Persönlichkeitsforschung weitgehend Einigkeit darüber bestehen, dass - unabhängig von der Diskussion um Moderatorvariablenansatz oder Konsistenzkontroverse - eine Tendenz zur Konformität in allen experimentellen psychologischen Settings generell mehr oder minder von Bedeutung ist. Der *Einfluss Des Anderen in uns*, das Abbild bestimmter sozialer Gesetzmäßigkeiten, Erwartungen, Rollen etc. und die Wirkung auf das Verhalten der Versuchspersonen ist angesichts langjähriger psychologischer, soziologischer und biologischer Forschung bzw. Theoriebildung wohl kaum ernsthaft zu bestreiten.

Dabei spielt es zunächst keine Rolle, ob man diesen Einfluß als kognitive Repräsentation von Normen, Konditionierung, Isolationsfurcht oder wie auch immer bezeichnet. Nahezu alle bedeutenden psychologischen Theorien sehen sich

außerstande, eine soziale Einflussgröße zu ignorieren und selbst streng individualistische bzw. intraindividuell-dynamische Ansätze kommen nicht umhin, die Gemeinschaft betreffende verhaltens-modifizierende Parameter in ihre Theoriegebäude einzubeziehen.

Unter evolutionsbiologischem Blickwinkel ist schlicht zu konstatieren, dass die Überlebens-Wahrscheinlichkeit des Primaten - wie die jedes Elementes eine Sozialgemeinschaft - proportional zu seiner Integrität steht. Die Bereitschaft in der Gruppe zu kooperieren, ihre Normen als gültig anzuerkennen und zu verinnerlichen, Isolationsfurcht zu empfinden und diese zu meiden sind wesentliche Bestandteile dessen, was wir als soziales Verhalten verstehen. Gerade in Verbänden von Individuen, die wie die Primaten in hoher Weise auf Aufgabenteilung angewiesen sind (unter anderem um die relativ langwährende Unselbständigkeit des Nachwuchses zu kompensieren) ist die Intaktheit der funktionalen Struktur für die gesamte Population existentiell bedeutsam. Es verwundert somit nicht, dass abweichendes Verhalten (unbegründete Aggressivität, Hypersexualität, ausgeprägter Egoismus) zum sofortigen Verstoßen aus der Gruppe führt. Die Sozietät kann sich keine großen, durch Außenseiter bedingten Verluste leisten, die Konzeption als solche erklärt einen gewissen Altruismus, ein gewisses Anpassungsvermögen zur Regel. Auch in mehreren, kleineren Subgruppen gelten bestimmte Regeln und Normen, denen sich das Individuum unserer Gesellschaft zu unterwerfen hat. Dabei mag es nicht mehr unbedingt sein Überleben im physischen Sinne sichern müssen, die Anpassung an die Normen einer oder mehrerer Bezugsgruppen sichert jedoch „psychisches Wohlbefinden“.

Die Gruppe, in die sich das Individuum erfolgreich integriert, sichert unter anderem Selbstbestätigung, Bedürfnisbefriedigung, emotionalen und physischen Schutz sowie Identität.

Es lässt sich leicht einsehen, dass die oben genannten Bedingungen (Kooperationsbereitschaft, Isolationsfurcht, Konformität) in gewisser Weise *beständig* erfüllt sein wollen, um eine lebenslange Integration des Individuums zu sichern und damit sein Überleben zu gewährleisten. Der Mensch als Primat im biologischen Sinne besitzt demnach auch bestimmte neuronale Strukturen, welche Kenntnis und Erkenntnis des sozialen Umfeldes ermöglichen, wie beispielsweise die dem Hippocampus vorgelagerten Amygdalae. Experimentelle Läsionen der corticomediale Teile dieser Kerne führen bei Versuchstieren unter anderem zum Verlust ihrer sozialen Dominanz und zu unmotivierten, hyperaggressiven Attacken auf belebte und unbelebte Objekte. Generell geht man heute davon aus, dass die Integrität normaler sozialer Interaktionen bei Primaten und Mensch u.a. von der Intaktheit temporo-präfrontaler Strukturen im Cortex abhängig ist. Ferner scheinen auch verschiedene Transmittersysteme beteiligt.

Von sozialpsychologischer Seite werden solche Überlegungen durch eine Vielzahl von Konzepten und Untersuchungen ergänzt. Exemplarisch sei hier etwa auf Snyders Begriff des Selbst-Monitorings verwiesen, den Schmitt (1990, S.90 ff.) interessanterweise auch als Konsistenzmoderator diskutiert. Dabei wird davon ausgegangen, dass das Verhalten einer Person von vermuteten Verhaltenserwartungen anderer beeinflusst wird. Speziell richten sich laut dieser Ansicht die Erwartungen an das eigene Identitätsideal, welches maßgeblich selbst aus sozialen Erwartungen hervorgeht. Zu ähnlichen Schlüssen gelangen neben vielen anderen French & Raven (1959, zitiert nach Mann, 1972, S.55) wenn sie die Macht der Gruppe als Macht zur

Belohnung und Verstärkung definieren (also der Erhöhung des Selbstwertgefühls) oder McGrath (1964, zitiert nach Mann, 1972, S.63) der Gruppennormen als Vorschriften auffasst, welche die „richtige“ Einstellung oder das „richtige Verhalten“ gegenüber Objekten festlegen. Die Konformitäts- und Einstellungsforschung bereichern diese Sichtweise durch eine Unzahl von Studien und Modellen.

Zusammenfassend finden sich also sowohl physiologische als auch biologische und sozialwissenschaftliche Belege dafür, dass Konformität und Konformitätsbestreben das menschliche Verhalten vermutlich *permanent* beeinflussen, möglicherweise auch dann, wenn es keinen Beobachter gibt. Fragt man also nach der *Konsistenz* (Definition siehe unten) von verhaltensbasierten Daten bzw. von Personenmerkmalen generell, *muss man den Einfluss von im weitesten Sinne „sozial“ zu nennenden Variablen einbeziehen*. Eingegrenzt auf den Moderatorvariablenansatz und dessen Anwendung auf die Konsistenzkontroverse entspricht der Moderator „Soziale Erwünschtheit“ m.E. am ehesten dem obigen Gedankengang. Den Einfluss dieses Moderators auf die Konsistenz von Personenmerkmalen zu erörtern ist nur ein Ziel dieser Ausarbeitung. Vielmehr soll auf den Begriffsinhalt des Konstruktes eingegangen und die vorliegenden Definitionen gegeneinander abgewogen werden.

Im Rahmen einer maximal zwanzigseitigen Arbeit kann das ganze assoziierte Gebiet wohl nur entsprechend oberflächlich und in mancherlei Hinsicht nur mit Hilfe von Vergrößerungen, Abstraktionen und gerade zu kriminellen Generalisierungen behandelt werden. Dennoch werde ich mich bemühen, an den entsprechenden Stellen auf tiefergehende Betrachtungen der Konsistenzkontroverse und der Diskussion um den Moderatorvariablenansatz zumindest zu verweisen. Im Sinne einer schlüssigen Ausführung zum Thema erscheint es mir adäquat, einleitend folgende Definitionen vorzunehmen bzw. Feststellungen zu treffen:

1. Konsistenz wird in der Folge im Sinne Schmitts (1990, S.7) verstanden als die Übereinstimmung verschiedener Manifestationen bzw. Indikatoren eines Personenmerkmals und zwar sowohl über Zeit als auch Situation. Präzisierungen und Gewichtungen werden im Einzelfall explizit vorgenommen.

2. Der Moderatorvariablenansatz wird in dieser Ausarbeitung hypothetisch als gültig angenommen und als ein angemessenes Modell betrachtet. Kritik zu diesem Modell oder seine Diskussion ist nicht Gegenstand dieser Arbeit.

Geschlechtsspezifische Sprachformen meinen selbstverständlich beide Geschlechter, aus Gründen besser Lesbarkeit habe ich mich jedoch bewusst für die konventionellen maskulinen Formen entschieden. Ich bin mir darüber klar, dass Sprache diskriminieren kann und diskriminiert, sehe aber angesichts mangelnder Einigkeit über moderne, geschlechtsneutrale Sprachformen bisher keine ernstzunehmenden Alternativen. Als ersten Punkt werde ich nun den Moderatorvariablenansatz als theoretisches Fundament der folgenden Betrachtungen kurz vorstellen.

1. Der Moderatorvariablenansatz

1. 1. Idee, Kontext und Begriffe

Schmitt, M. (1990, S. 29) gibt als Begriffschöpfer Saunders (1956) an, verweist aber zugleich auf Court, der die Idee bereits 1931 als "Compound Element Analysis" in die Diskussion eingebracht hatte. Weiterhin heißt es: "Der Moderatorvariablenansatz wurde nicht aus der Konsistenz-kontroverse geboren. Er entsprang vielmehr einer generellen, theoretisch und empirisch begründeten Skepsis gegenüber dem linear additiven Modell" Da die linear additiven Modelle zur Vorhersage zugunsten von komplexen Wechselwirkungsmodellen bzw. zumindest von Erweiterungen aufgegeben wurden, gewann auch der Moderatorvariablenansatz enorm an Attraktivität. Dies geschah vor allem im Hinblick auf *präzise Prognosen und um den Wechselwirkungen zwischen Personenmerkmalen gerecht zu werden*. Es verwundert somit nicht, dass der Moderatorvariablenansatz als Modell bald auch auf die Konsistenzkontroverse angewendet wurde.

Nach Schmitt (ebenda) werden unter *Moderatoren* bei heutiger Auslegung des Variablenansatzes (also nicht mehr identisch zur Auffassung Saunders oder Courts) "*Korrelate oder Bedingungen der verschiedensten Arten differentieller Zusammenhänge*" verstanden, dies „*unabhängig vom theoretischen Status dieser Zusammenhänge*". Dabei ist es nach Schmitt irrelevant, ob diese als differentielle Vorhersagbarkeit, Reliabilität, Skalierbarkeit oder Stabilität interpretiert bzw. bezeichnet werden.

Im Rahmen dieser Arbeit erscheint besonders beachtenswert, dass die ursprüngliche Begrenzung des Begriffes auf Personenmerkmale zunehmend fallengelassen wird. Somit werden nun auch *Situationenmerkmale oder Zeitpunkte als Moderatoren aufgefaßt, wenn sie die Korrelation oder die regressive Abhängigkeit zwischen anderen Variablen bedingen*. Im Sinne Cattels (1963), der an dieser Stelle von Modulatoren spricht, verstehen wir fortan im Rahmen dieser Arbeit unter einem *Moderator allgemein alle Variablen, von denen zu erwarten ist, dass sie den Einfluss von Persönlichkeitsfaktoren auf situationsspezifisches Verhalten bedingen*.

Das Verständnis vom Begriff des Moderators in diesem Sinne ermöglicht es in der Folge, auch Soziale Erwünschtheit als Moderator zu behandeln, welcher in Wechselwirkung mit Personenmerkmalen und Verhaltenskriterien tritt. Die genaue Definition dieses Moderators wird uns an anderer Stelle noch vor Schwierigkeiten stellen, zunächst haben wir damit jedoch eine wichtige begriffliche Grundlage der vorliegenden Arbeit fixiert.

1.2. Kernaussage des Moderatorvariablenansatzes

Ich werde hier kurz für uns relevante Aspekte des Moderatorvariablenmodells zu abstrahieren suchen und dabei wohl um eine der einleitend angekündigten Vereinfachungen nicht umhin kommen. Bezogen auf die Konsistenzkontroverse geht der *Moderatorvariablenansatz* davon aus, dass *sowohl die transsituative, die transmodale, und die Verhaltens-Einstellungs-Konsistenz ebenso wie die Vorhersagbarkeit von Verhalten aus Eigenschaftsindikatoren und die Validität von Selbsteinschätzungen gegenüber Fremdeinschätzungen allesamt durch verschiedene Moderatoren beeinflusst werden*, wenn man unter einem Moderator wie oben definiert *allgemein alle Variablen, von denen zu erwarten ist, dass sie den Einfluss von Persönlichkeitsfaktoren auf situationsspezifisches Verhalten bedingen*, versteht.

Messtheoretisch bringt der Ansatz als differentialpsychologisches Forschungsprogramm erhebliche Probleme hervor. Beispielsweise kann es bei extremen Moderatorausprägungen zu eingeschränkten Verteilungen mit Boden- oder Deckeneffekten kommen, wenn einer oder mehrere Eigenschaftsindikatoren auf begrenzten Skalen gemessen wurden und die Eigenschaft mit dem Moderator linear oder quadratisch zusammenhängt (Schmitt, 1990, S. 42 ff). Wir werden auf ähnliche Probleme bezüglich des Moderators Soziale Erwünschtheit erneut zu sprechen kommen.

1.3. Kritik

Ich bin mir der Tatsache bewußt, dass bereits bei der Definition des Moderatorbegriffes zahlreiche "Feinabstimmungen" der unterschiedlichen Definitionen verschiedener Theoretiker keine Berücksichtigung erfahren haben. So unterscheidet Cattell unter anderem organische Modulatoren mit starker intraindividuelle Variabilität von situations- und kontextspezifischen Modulatoren, z.B. Rollen etc. Ich merke an, dass diese und ähnliche Unterscheidungen nachfolgend nicht mehr getroffen werden, da eine gebührende Erörterung den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde. Dem Anlaß gemäß werde ich allerdings relevante Aspekte (intraindividuell vs. interindividuell) des Moderators Soziale Erwünschtheit, um den es hier primär gehen soll, zu betonen versuchen.

Ich bin mir des weiteren auch darüber im klaren, dass sich das Moderatorvariablenmodell an verschiedenen Punkten durchaus kritisieren lässt und - wie selbst Schmitt (1990, S. 29 ff.) als Vertreter dieses Ansatzes einräumt - unter anderem aufgrund mangelnder Möglichkeiten der computergestützten Datenanalyse zur Spezifikation von Interaktionstermen an "abflauernder Konjunktur" leidet. Gegen das Modell selbst wird unter anderem eingewendet, der Gewinn an Prognosegenauigkeit sei unbedeutend und viele der untersuchten Moderatoreffekte hätten sich nicht replizieren lassen. Ferner werden spezifische Methoden der Moderatorsuche und -konstruktion kritisiert bzw. bestimmte Verfahren der Parameterschätzung in Frage gestellt (Nach Schmitt, ebenda). Diese Kritik erfährt hier keine weitere Berücksichtigung. Es soll stattdessen diskutiert werden, ob und inwieweit Soziale Erwünschtheit als Moderator von Konsistenz anerkannt werden kann.

2. Soziale Erwünschtheit

2.1 Konformität, Erwünschtheit, Sanktion - Grundgedanken und Abstraktionen

Wir haben anfangs bereits gesehen, dass die Anpassungsfähigkeit aller in sozialen Verbänden lebenden Individuen eine Grundbedingung für das Überleben selbst darstellt und waren daher nicht überrascht, uns von Seiten der Neurophysiologie auf hirnorganische Funktionseinheiten verwiesen zu sehen, die dem Subjekt eine präzise Analyse der sozialen Prozesse ermöglichen. So klar die nachweisliche Bedeutung dieser Fähigkeit prinzipiell ist: genau erfasst und untersucht werden können so komplexe Phänomene wie die soziale Interaktion und dessen, was über sie hinaus - geradezu in das Individuum hinein - reicht letztlich nur anhand von einzelnen, hochgradig differenzierten Fragestellungen. Die unsere ist wie bekannt der Einfluss Sozialer Erwünschtheit auf die Konsistenz von Personenmerkmalen.

Ausgehend von der obigen Überlegung gelangen wir zu dem Schluss, dass ein enorm auf Angleichung angewiesenes Lebewesen wie der Mensch vermutlich in *allen* Bereichen seines Verhaltens mehr oder minder abgestimmt auf das soziale Umfeld und die damit verbundenen Erwartungen agiert bzw. agieren muss. Einig sind wir uns darüber hinaus wohl auch über die Feststellung, dass es sich bei dieser Eigenschaft um ein Gemisch aus evolutionär bedingten und erworbenen Reaktionsdispositionen handelt. Bezüglich letzterer ist einzusehen, dass eine Gesellschaft ihr Funktionieren sichert, indem sie das Individuum im Laufe seiner Sozialisation konformisiert. Ähnliche konformisierenden Mechanismen existieren natürlich auch in den Teilpopulationen einer Gesellschaft.

Vor allem die Sozialpsychologie, aber auch assoziierte ethnologische Untersuchungen lässt keinen Zweifel daran, dass „frühkindliche Kontakte für die [soziale] Entwicklung des Menschen von ausschlaggebender Bedeutung sind.“ (Mann, 1997, S.32) Halow & Harlow (zitiert nach Mann, 1997, ebenda) sind nach ihren Isolationsstudien an jungen Affen zu der Überzeugung gelangt, dass „totale soziale Isolation im ersten Lebensjahr über einen längeren als sechs Monate andauernden Zeitraum hinweg zu irreversiblen sozialen und psychischen Störungen führt.“ In ihren Untersuchungen zeigten die so isolierten Affen zwar normale körperliche Gesundheit, spielten aber nicht mit anderen Affen und konnten sich Zeit ihres Lebens nicht fortpflanzen. Leon Mann betont zwar, dass im Gegensatz zu vielen Tieren bei Menschen noch keine eingrenzbar, kritische Periode für den Erwerb sozialer Bindungen ausgemacht werden konnte, dennoch besteht wohl kein Zweifel daran, dass auch das menschliche Individuum sehr früh über Bindungen an die Erwartungen und Rollen der umgebenden Sozietät herangeführt wird.

Darüber hinaus begleiten uns unser ganzes Leben lang mehr oder minder schwere Sanktionen für abweichendes Verhalten. Diese können beispielsweise im Entzug von Bedürfnisbefriedigung, Zuwendung, Privilegien und der Aufmerksamkeit anderer bestehen. Sanktionen dienen dazu, eine sich aus komplexen Teilpopulationen zusammensetzende Gesellschaft ihr Funktionieren zu ermöglichen. Ein Überwiegen nichtanpassungswilliger oder -fähiger Individuen (Soziopathen) würde über kurz oder lang zum Zusammenbruch dessen führen, was wir gemeinhin als Zivilisation zu bezeichnen gewohnt sind, entsprechend steigt die Schwere der Sanktion mit der Schwere der Abweichung (z.B. Aberkennung der Grundrechte bei Selbst- und Fremdgefährdung, Todesstrafe bei Mord). Sozial akzeptiertes bzw. angesehenes Verhalten hingegen wird in hohem Maße positiv verstärkt. Gleichgültig, was das Individuum nun motiviert, die Vermeidung von Strafe oder die Aussicht auf den Belohnungswert der Integrität, es muss ein Gespür, ein Wissen um soziale Erwartungen besitzen und es muss bereit bzw. fähig sein, dieses Wissen *jederzeit* in seine Handlungen einfließen zu lassen.

Es verwundert angesichts dieser Fakten nicht, dass sich beim Individuum so nicht unerheblich eine Tendenz zur Konformität ausbildet. Der integere Erwachsene steht am Ende einer langen und teils sehr unlustvollen Lerngeschichte, in deren Verlauf es ihm gelungen ist, eigene Bedürfnisse mit den Anforderungen der sozialen Umwelt ausreichend zu synchronisieren. Er ist in der Lage, unmittelbare Bedürfnisbefriedigung aufzuschieben, Affektkontrolle zu üben und verfügt über eine grundlegende Kenntnis sozialer Rituale sowie der in verschiedenen Situationen an ihn gerichteten (Rollen-) *Erwartungen* seiner speziellen Kultur. Er empfindet genügend (biologisch) Isolations- und (kulturell) Sanktionsfurcht (zur Auswirkung von Deprivation und Isolation

vgl. ebenfalls Leon Manns, 1997) in um nicht zum Opfer gesellschaftlicher Selektionsprozesse zu werden.

Greifen wir diesen Einzelnen nun heraus, um ihn bezüglich der *Konsistenz* bestimmter, ihn charakterisierender Merkmale zu untersuchen, werden wir nicht umhin können an ihm ebenjene Tendenz zu vermuten, den Erwartungen und /oder Wünschen seiner Umwelt zu entsprechen. Da es in diesem Fall aber paradoxerweise unser Wunsch ist, dass sich das untersuchte Individuum möglichst nicht nach Wünschen unsererseits richtet, stehen wir vor dem Aufgabe, die Messung um eine Fehlerquelle zu bereinigen oder diese Variable zumindest getrennt zu messen, um ihren Einfluss gegebenenfalls später heraus zu partialisieren.

Dafür ist es allerdings nötig, die Schlinge unserer Betrachtungen enger zu ziehen und präzise definierte Konstrukte einzuführen. „Soziale Erwünschtheit“ ist ein solches Konstrukt und wir werden uns jetzt der Frage widmen, inwieweit es die hier beschriebenen Einflüsse definieren kann und untersuchbar macht.

2.1 Definition von Sozialer Erwünschtheit

Allgemein wird vor allem in Verbindung mit systematischen Fehlern der Datenerhebung von *Sozialer Erwünschtheit als Fehlerquelle* ausgegangen, besonders - wie Hartmann, P. (S.35 ff) betont - in Zusammenhang mit Befragungstechniken. Die Autorin schließt allerdings nicht aus, dass in diesem Sinne klassifizierte Phänomene auch bei anderen reaktiven Messverfahren zur Verzerrung der Daten beitragen, einer Haltung, der angesichts bereits früher Befunde nur zugestimmt werden kann. Bereits 1966 konnte Rosenthal an Ratten den später nach ihm benannten Versuchsleiter-Effekt nachweisen (Rosenthal, 1966, zitiert nach Zimbardo & Gerrig, 1999.) Das Phänomen findet heute generell in der psychologischen Forschung Beachtung und wird in seiner Bedeutsamkeit betont. Dennoch sind wir bei eingehenderer Erwägung mit DeMaio (1984, S. 257 zitiert nach Hartmann, 1991, S. 35) erstaunt, dass explizite Definitionen des Erwünschtheitsbegriffes „überraschend selten und uninformativ“ sind.

Hartmann (1991, S.36 ff), die den Begriff im Zusammenhang mit Befragungsmethoden (vor allem dem mündlichen Interview) spezifiziert, stellt eine exquisite Quelle zu bisherigen Begriffsinhalten und Messbarkeitsfragen dar. Sie weist darauf hin, dass „Soziale Erwünschtheit“ als qualitätsminderndes Element von Messungen häufig zwar erwähnt, aber nicht explizit definiert wird. Die Autorin stellt ausführlich verschiedene Begriffe Sozialer Erwünschtheit einander gegenüber und versucht eine Typologisierung vorhandener Begriffe, um eine Konkretisierung des Forschungskonzeptes zu erreichen.

Die äußerst erschöpfende Übersicht zeigt zunächst, dass es je nach Fragestellung und Messproblem unterschiedliche Definitionen gibt und auch unterschiedliche Auffassungen darüber, auf was sich denn Soziale Erwünschtheit bezieht, d.h. *was denn von wem erwünscht ist*. Vielen Definitionen gemein ist aber, dass der Begriff *nicht jene Verhaltensweisen oder Eigenschaften, kurz Personenmerkmale, fassen kann, die per se sozial erwünscht oder wünschenswert sind, sondern dass es sich um Bewertungen und Perzeptionen von Bewertungen durch eine oder mehrere Personen handelt*. Anders hingegen Anderson, der das Attribut „sozial erwünscht“ Personen im Sinne sozialer

Attraktivität zuweist und das Ausmaß misst, indem die Person allgemein „sozialen Standards erwünschten Verhaltens entspricht“ (Anderson, zitiert nach Hartmann, S.40).

Es ist mir an dieser Stelle nicht möglich, die von Hartmann aufgeführten, zahlreichen Definitionen und Schwerpunktsetzungen alle auch nur zu nennen, geschweige denn zu bewerten, zumal sie diese vor allem auf bestimmte Items und deren Bewertung beziehen bzw. auf die Messbarkeit Sozialer Erwünschtheit selbst. Unter anderem entwickelt die Autorin, allerdings immer im Hinblick auf die Bewertung von Items, die Soziale Erwünschtheit messen können, einleitend folgende Definitionen (S.41 ff):

1a) „Sozial erwünscht“ sind solche Merkmale von Personen, die von den Mitgliedern einer Gesellschaft positiv bewertet werden.

Diese Definition, so auch Hartmann selbst, ist natürlich empirisch schwer umzusetzen. Zudem führt sie über unterschiedliche, individuelle Einschätzungen gemessen zwangsläufig zur Zirkularität. Ferner ist ungeklärt, ob die „erwünschten“ Merkmale nun soziale Anerkennung einbringen oder nur gebilligt werden und ob sie sozialen Normen genügen müssen oder sich auf rollenspezifische Erwartungen beziehen. Dominanz könnte für einen Polizisten durchaus sozial erwünscht sein, nicht aber für einen Pfarrer. Hartmann verfolgt den Gedanken allgemeiner Werte und Normen weiter und gelangt so zu Definition 1b.

1b) „Sozial erwünscht“ sind solche Merkmale von Personen, die innerhalb einer Gesellschaft jeweils üblichen oder vorherrschenden allgemeinen sozialen Vorstellungen darüber, was gut und richtig ist, entsprechen.

Diese Definition halte ich persönlich für nicht zu gebrauchen, da weder definiert wird, was „Soziale Vorstellungen“ noch was „gut“ und „richtig“ ist. „Jeweils üblich“ kann auf eine Menge von Teilpopulationen bezogen werden, aus denen eine Gesellschaft besteht. Was im Freundeskreis durchaus als „gut“ und „richtig“ bewertet werden kann und dort „üblich“ ist, z.B. die Füße auf den Tisch zu legen, kann bei einem Vorstellungsgespräch weniger positive Reaktionen evozieren. Folgt man Hartmanns einleitenden Gedanken, dass es bewusst nicht um die Vorstellungen einzelner, konkreter Interaktionspartner, sondern um die Übereinstimmung mit allgemeinen sozialen Vorstellungen geht, so wirft das die Frage auf, wo derartige Bewertungen denn sonst zu suchen sind, wenn nicht bei konkreten Personen. Ein unscharfer Begriff wird hier meiner Ansicht nach durch eine Vielzahl noch pauschalerer Begriffe ersetzt, auch wenn sich die Definition, wie von Hartmann vorgeschlagen, sicher dazu einsetzen lässt, bestimmte Items zu operationalisieren (Hartmann selbst bedient sich dieser Definition allerdings ebenfalls nur als Zwischenschritt, um zu einer weiteren zu gelangen).

Zahlreiche ähnliche Definitionen sind von verschiedenen Forschern aufgestellt worden. So definiert etwa Heidenreich (1984, zitiert nach Hartmann, 1991, S. 66) Soziale Erwünschtheit als „Neigung zur Ergebnisverfälschung... im Sinne der bevorzugten Wahl sozial anerkannter und wünschenswerter Eigenschaften, Einstellungen und Verhaltensweisen“.

Marlowe und Crowne (1964, zitiert nach Hartmann, S. 125) splitten „Soziale Erwünschtheit“ in das Bedürfnis nach „Anerkennung“ und die Erwartung, dass Anerkennung durch kulturell akzeptable Verhaltensweisen erlangt werden kann“. Motivational werden die Veränderungen von Messergebnissen durch Marlowe und Crowne zumindest begründet, während Heidenreich lediglich eine inhaltliche leere

Beschreibung von Phänomenen liefert. Beide Definitionen halte ich jedoch für unbefriedigend, ebenso eine Reihe von weiteren, die sich bei Hartmann (1991, S. 36 ff) finden.

Letztere orientieren sich im Wesentlichen an bestimmten Fragestellungen und sind in ihrer Anlage oft stark durch die Auffassung geprägt, *Soziale Erwünschtheit sei eine Fehlerquelle bei der Untersuchung „wahrer“ Persönlichkeitsmerkmale*. Diese Auffassung bleibt bei den zahlreichen Definitionen nicht ohne Konsequenz: fast allen ist gemein, dass „Soziale Erwünschtheit“ als eine Tendenz des Befragten verstanden wird, ein bestimmtes Bild von sich zu erzeugen, welches nicht den objektiven Tatsachen entspricht. Dieses - bewusst oder unbewusst - erzeugte Bild orientiert sich dabei per Definition an anwesenden Dritten (Schell, Hill und Esser, 1988, zitiert nach Hartmann, 1991, S. 54) ist also situational mitbedingt (ähnlich auch Esser, der von der Einnahme einer Befragtenrolle ausgeht, zitiert nach Hartmann) und / oder an allgemeinen Normen. Ursächlich werden - wenn überhaupt - vor allem interne Repräsentationen der sich sozial erwünscht verhaltenden Probanden genannt. Sudmann und Bradburn gehen laut Hartmann von einer Kognition aus, während an anderer Stelle von einem „Response-Style“ oder einem „Response-Set“ die Rede ist (Jackson & Messick, 1958, zitiert nach Hartmann, 1991).

Ich schließe mich persönlich all jenen Auffassungen an, die eine sozial motivierte Komponente des Konstruktes mit einschließen, d.h. einem interindividuell unterschiedlich stark ausgeprägten Bestreben des Individuums nach Integration bzw. Konformität. Wie ich einleitend angedeutet habe sehe ich die motivationale Grundlage der unter dem Schlagwort „Soziale Erwünschtheit“ beschriebenen Phänomene als einzig und allein verstehbar im Lichte soziologischer und biologischer Theorien. Wie auch Hartmann (1991, S. 143 ff) feststellt, gibt es bislang keinen Erklärungsansatz Sozialer Erwünschtheit, der sich klassischer soziologischer Konzepte bedient. Dies ist insofern bedauerlich, da gerade von jenen Überlegungen, wie bereits festgestellt, eine weitere Erklärung Sozialer Erwünschtheit zu erwarten ist.

Einen dem zumindest irgendwie nahestehenden Gedanken verfolgt die Motivationstheorie der Affiliation von Shipley und Verhoff, nach der das Bedürfnis nach Gesellung (Affiliation) entweder durch den positiven Belohnungswert einer Beziehung oder durch den negativen Stimuluswert der Zurückweisung motiviert ist. Diese erklärt mit Sicherheit *einen Teil* der Motivation zu sozial erwünschtem Verhalten.

Daran, und vor allem an den (letztlich auch von Hartmann und anderen vertretenen) *Perzeptionsgedanken* anknüpfend, ferner in Nähe zu Bem (1972a, zitiert nach Schmitt) möchte ich *Soziale Erwünschtheit* im Sinne dieser Arbeit definieren als *Disposition zur gezielten Veränderung der in irgendeiner Weise gezeigten Merkmale einer Person durch diese selbst, mit dem Ziel, eine wahrgenommene Diskrepanz zwischen eigenen Selbstattributen und als erwünscht wahrgenommenen Attributen vor sich selbst und/oder anderen zu verschleiern*. Zu unterscheiden ist hier zweifellos eine *generelle Anpassung* an die als erwünscht perzipierten Merkmale und Verhaltensweisen von einer *konkreten, an die Situation gebundenen* Tendenz, den vermuteten Erwartungen anderer zu entsprechen (zum Beispiel jenen eines Interviewers).

Wie Studien belegen gibt es allerdings starke interpersonelle Unterschiede in der Tendenz sozial erwünschten Verhaltens. Kann man also nicht von einer generellen

Konformität, sondern sollte lieber von einer Persönlichkeitseigenschaft sprechen ? Diese Frage ist schwer zu entscheiden. Ich persönlich würde jedoch Soziale Erwünschtheit nicht als Eigenschaft definieren, die man haben kann oder auch nicht. Alle Befragten, ob sie nun den Eindruck erwecken, auf bestimmte Fragen nicht wahrheitsgemäß zu antworten oder nicht, *sind zu der Befragung erschienen und haben sich entschieden, Antworten zu geben*. Es handelt sich also um anpassungsfähige Individuen, die man ohne ein gewisses Konformitätsbestreben, ohne ein Minimum an Kooperationsbereitschaft gar nicht hätte untersuchen können. Man kann hier natürlich kritisch einwenden, dass Anpassungsfähigkeit und Kooperationsbereitschaft nicht gleichbedeutend mit Sozialer Erwünschtheit und der unter diesem Begriff erfassten Phänomene sind. Eine ähnliche Frage diskutiert Hartmann (1991, S.143 ff), wenn sie Konformität und Soziale Erwünschtheit vergleicht.

Ich bin überzeugt: man kann beides gleichsetzen, da mir hier allerdings der Raum für eine entsprechende Argumentation fehlt, muss ich es bei der bloßen Behauptung belassen, Soziale Erwünschtheit ist ein generelles Charakteristikum von Personen, in welchem sich diese lediglich quantitativ unterscheiden.

Zusammenfassend stelle ich also fest, dass es zahlreiche Definitionen Sozialer Erwünschtheit gibt, die aber nur unzureichend auf biologische und soziologische Konzepte zurückgreifen. Soziale Erwünschtheit ist vor allem ein Phänomen interner Repräsentation bestimmter, vermuteter oder tatsächlicher Erwartungen an das Individuum, die bei entsprechender Disposition zu starken Verhaltensänderungen führen können. Diese Disposition kann mehr oder weniger stark ausgeprägt sein. Begründet sehe ich die Disposition „Sozialer Erwünschtheit“ durch die Interaktion genetischer und umweltbedingter Sozialisationsfaktoren, welche Teil der Lerngeschichte des Individuums sind und zu dem mehr oder weniger ausgeprägten Bestreben geführt haben, positive (Zuwendung) und negative Sanktionen (Abwesenheit von Zurückweisung) zu erhalten. Ich werde diesen Gedanken nun mit der Konsistenzkontroverse in Beziehung setzen, um daran anschließend Fragen der Messbarkeit zu erörtern.

2.2 Soziale Erwünschtheit und Konsistenz

Gleich zu Beginn sei festgelegt, dass wir nicht die Frage erörtern werden, inwieweit die Tendenz zur Sozialen Erwünschtheit als Eigenschaft selbst konsistent ist. Im Sinne des Moderatorvariablenmodells soll vielmehr festgestellt werden, inwieweit eine vorhandene Tendenz zur Sozialen Erwünschtheit die Konsistenz anderer Eigenschaften beeinflusst.

Schmitt (1990, S. 71 ff) widmet sich ausführlich in einem eigenen Kapitel den Persönlichkeits-eigenschaften als spezifische Konsistenzmoderatoren. Er trennt letztgenannte von solchen Moderatoren, die sich durch feste Anbindung an die Eigenschaft oder das Verhalten deren Konsistenz diese moderieren, auszeichnen. Schmitt fasst Soziale Erwünschtheit also als Persönlichkeitseigenschaft auf. Ich selbst würde an dieser Stelle Personen mit stark ausgeprägter Tendenz zur Sozialen Erwünschtheit von solchen mit schwach ausgeprägter unterscheiden. Seiner Trennung folgend, wollen wir dennoch die (hohe) Tendenz zur Sozialen Erwünschtheit als Moderator betrachten, welcher selbst den Status einer Eigenschaft besitzt und dessen Moderatoreigenschaft sich auf andere Bereiche des Verhaltens oder Eigenschaften auswirkt.

Die Ansicht, dass sich „Soziale Erwünschtheit“ als Moderator auswirkt ist als solche nicht neu. Der Gedanke wird laut Schmitt unter anderem von Alker (1972), Amelang und Bartussek (1970, 1971), Bem (1972a) und Wallach (1964) vertreten. Bem z.B. argumentiert dabei, dass Situationen in denen soziale Bewertungen möglich sind, Personen mit „starkem Anerkennungsbedürfnis“ (also mit einer starken Tendenz zur Sozialen Erwünschtheit in unserem Sinne) Verhaltensweisen zeigen lassen, die primär dem Ziel dienen, die „Wahrscheinlichkeit der Anerkennung“ zu maximieren und die „Wahrscheinlichkeit der Missbilligung“ zu minimieren.

Daraus resultiert die naheliegende Hypothese, dass Personen mit starker Tendenz zur Sozialen Erwünschtheit (im Sinne Snyder Self-Monitoring-Modells so genannte Selbstüberwacher) sich transsituativ überdurchschnittlich konsistent verhalten müssten, während dies auf Personen mit schwach ausgeprägter Tendenz zur Sozialen Erwünschtheit nicht zutrifft. Ich persönlich gehe nun soweit die Hypothese aufzustellen, dass *Personen mit einer starken Tendenz zur Sozialen Erwünschtheit ausschließlich deswegen in vielen Bereichen Konsistenz zeigen*, d.h. dass die Tendenz zur Sozialen Erwünschtheit nicht nur Konsistenz moderiert, sondern auch erzeugt. Dies sollte *vor allem auf Eigenschaften zutreffen, welche die Personen selbst als sozial erwünscht perzipiert haben*. (Laut Hartmann belegen übrigens einige Untersuchungen dass diese Perzeptionen den in der Population durchschnittlich als erwünscht definierten Verhaltensweisen / Merkmalen recht nahe kommen).

Wie komme ich zu dieser Hypothese ? Durch eine Ersetzung des Begriffes „Selbstüberwachung“ durch den Begriff „Anpassungsvermögen“ ergibt sich eine leicht veränderte - wenn auch wohl biologistische - Sichtweise auf den Sachverhalt. Wenn bei Individuen die Fähigkeit sich besser oder schlechter in die umgebende Sozietät einzupassen genetisch determiniert ist, dann ließen sich quantitative Unterschiede dieser Fähigkeit auf alle durch die funktionale Struktur von individuellen Verbänden geforderten Eigenschaften verallgemeinern. Altruismus darf somit nicht nur für einen Tag vorliegen, sondern muss eine konsistente Eigenschaft des Individuums sein. Damit es dergleichen erlernen kann, muss es in der Lage sein, sich an „Erwartungen“ bzw. strukturellen Gegebenheiten, die wie Erwartungen wirken, in hohem Maße orientieren können. Nach dieser These stehen eine *Tendenz zum sozial erwünschten Verhalten und der Konsistenz von für das Funktionieren der Gruppe notwendigen Eigenschaften in einem direkten, proportionalen Zusammenhang*.

Dies verträgt sich auch mit der obengenannten Hypothese von Bem. Personen mit starkem „Anerkennungsbedürfnis“ werden *permanent* bemüht sein, durch sozial anerkannte Verhaltensweisen „Anerkennung“ (soziale Verstärkung) zu erfahren. Und gerade auch für die *transsituative Konsistenz* sozial erwünschter Verhaltensweisen gibt es ja Belohnungen („Du warst schon immer hilfsbereit.“; „Ich wusste, dass Du mich nicht im Stich lässt!“; „Auf deine ruhige Art kann man sich wirklich verlassen!“ ect.) Wenn Personen also eine stärker ausgeprägte Tendenz haben, sozial erwünschte Verhaltensweisen zu zeigen, dann werden sie infolge dessen auch eine Tendenz haben, bestimmte (eben diese als erwünscht perzipierten) Verhaltensweisen konsistent zu zeigen, *da die funktionierende Sozietät eine gewisse transmodale und transsituative Konsistenz fordert und auch aufgrund der Tatsache, dass das Anerkennungsbedürfnis immer wieder befriedigt werden will*.

Eine dem in interessanter Weise nahestehende Ansicht vertritt auch Heilbrunn (1964, zitiert nach Amelang und Bartussek, 2001) wenn er im Zusammenhang mit dem

Vergleich klinischer vs. normaler Populationen provoziert: "Die Dimensionen von psychischer Gesundheit und Sozialer Erwünschtheit sind im Großen und Ganzen Maße für ein und dasselbe." So ist es doch gerade die Unberechenbarkeit, die fehlende Konsistenz des psychisch Kranken, die den Umgang mit ihm schwierig, vielleicht auch gefährlich macht. Verhaltensweisen generell nicht als sozial erwünscht oder unerwünscht akzeptieren zu können, trifft das Krankheitsbild der Soziopathie. „Die Gesellschaft“ oder besser: die Bezugsgruppen des Individuums fordern nicht sozial erwünschtes Verhalten, sie fordern *konsistent gezeigtes, sozial erwünschtes Verhalten*. Insofern könnte man Heilbrunn abwandelnd formulieren: Soziale Erwünschtheit und die transsituative Konsistenz bestimmter, vom Individuum als erwünscht perzipierter Eigenschaften sind ein und dasselbe.

Wie ließe sich nun die von mir (bewusst extrem) formulierte Hypothese (Tendenz zum sozial erwünschten Verhalten korreliert hoch mit der Konsistenz als sozial relevant wahrgenommenen Eigenschaften) - überprüfen? Wir werden diese Frage in einem der folgenden Abschnitte behandeln, in denen es um die Messbarkeit „Sozialer Erwünschtheit“ geht.

2.3 Soziale Erwünschtheit unter dem Aspekt der Messbarkeit

Versuche, den *generellen Einfluss* „Sozialer Erwünschtheit“ zu erfassen hat es vor allem im Bereich der methodischen Qualitätssicherung gegeben, hauptsächlich in Zusammenhang mit allen möglichen Formen des Interviews und der Fragebogenmessung. *Ziel war dabei vor allem, wie Amelang und Bartussek (2001, S. 172 ff.) betonen, die Exclusion solcher Versuchspersonen, die aufgrund einer hohen Tendenz zur Sozialen Erwünschtheit für bestimmte Testverfahren unbrauchbar waren.* Ich möchte zunächst einige allgemeine Versuche, Soziale Erwünschtheit zu messen darstellen und kritisieren. Daran anschließend werde ich auf die Messbarkeit von Sozialer Erwünschtheit als Konsistenzmoderator eingehen um abschließend einen Weg zu suchen, wie man die von mir oben geäußerte Hypothese prüfen könnte bzw. zu bestehenden Untersuchungen in Beziehung setzen kann.

Um die Verzerrung von vor allem Fragebogendaten bei der statistischen Auswertung berücksichtigen zu könne, wurde sich in vielen Fällen der Kontrollskalen bedient, die im Nachhinein einer Befragung erhoben wurden. Wegen des geringen zusätzlichen Erhebungsaufwandes ist dieses Vorgehen „*die mit Abstand am häufigsten verwendete Methode zur Kontrolle von Effekten Sozialer Erwünschtheit*“ (Hartmann, 1991, S. 72) Dabei wird versucht, die Stärke der Tendenz mit individuellen Kennwerten zu erfassen, meist basiert die Messung „auf der Wahl bestimmter Antwortkategorien bei einer Reihe von Persönlichkeitsitems“ (Hartmann, ebenda) Entweder wird dabei nur die Antwort zur Berechnung des jeweiligen Scores verwendet, oder - was aufwendiger ist - auch die Soziale Erwünschtheit des jeweiligen Items (festgelegt durch Experten oder durch das durchschnittliche Rating von Teilen der interessierenden Population). In der Praxis wird der Kennwert einfach als Summe aller im Sinne der Antworttendenz erfolgten Antworten auf eine Reihe von Items berechnet. Die Items sind dabei meist verschiedenen Persönlichkeitsfragebögen entnommen. Die Kritik dieses weitverbreiteten Vorgehens richtet sich gegen eine Vielzahl von Charakteristika der sogenannten SD-Skalen (Social Desirability), unter anderen nennt Hartmann (1991, S.74 ff) Übersetzungsfehler und -variationen, wenn die Items englischsprachigen Persönlichkeitstests entnommen wurden und die Kulturspezifität bestimmter Items. Zudem wird laut Hartmann selten

dokumentiert, aus welchen Tests die Items ursprünglich stammen und was sie dort *ursprünglich* messen sollten (z.B. könnte man mit bestimmten Items lediglich die Soziale Erwünschtheit der Eigenschaft messen, die das Item ursprünglich erfassen sollte, nicht aber die Tendenz des Befragten, sozial erwünschte Antworten zu geben). Weitere Kritik richtet sich gegen die Konstruktion bestimmter Antwortalternativen, Mehrdeutigkeit durch Verwendung universeller Ausdrücke u.a. Starke Verwendung findet vor allem die Skala von Marlowe & Crowne (1964, zitiert nach Hartmann, 1991, S. 84) die sich an der von Meehl & Hathaway 1946 für den MMPI konstruierten Lügenskala orientiert. Neben den Skalen gibt es zahlreiche andere, experimentelle Versuche Soziale Erwünschtheit zu erfassen.

Ein zunächst vielversprechend erscheinender solcher Versuch ist die von Jones und Sigall entwickelte Bogus-Pipeline-Technik (1971, zitiert nach Hartmann, S. 94), welche sich einer Täuschung der Probanden bedient. Jenen wird vorgegeben, eine Apparatur könne „präzise Richtung und Intensität von Einstellungen messen“. Wenn die Befragten von der Aussichtslosigkeit jedes Täuschungsversuches überzeugt werden können, dann - so die Annahme - werden diese in einen Zustand erhöhter Selbstaufmerksamkeit versetzt und geben Antworten, die sie selbst für wahr halten. Unter unserer Definition von Sozialer Erwünschtheit betrachtet, erscheint diese Vorgehensweise als ein gangbarer Weg. Es könnte zuvor erfasst werden, was die Probanden als „sozial erwünscht“ betrachten, z.B. mit Items wie „Jeder sollte ein gewisses Maß an Hilfsbereitschaft haben“ oder „Freundlichkeit ist eine höchst wünschenswerte Eigenschaft“

Dann könnte man mittels einer Kontrollgruppe berechnen, inwieweit selbstattributierte Eigenschaften (z.B. mittels Adjektivlisten) von anderen Arten der Befragung abweichen. Hier ließe sich zumindest im Vergleich von zwei Gruppen ein Einfluss der Tendenz zur Sozialen Erwünschtheit belegen, aber es wären noch keine Aussagen über die individuelle Ausprägung möglich. Unter realen Bedingungen, bei denen die subjektiv als erwünscht eingestuft Merkmale allerdings nicht erfasst wurden, weichen die so gewonnenen Angaben von denen unter anderen Bedingungen ermittelter ab (Hartmann, 1991, S. 94). Allerdings lassen sich dafür auch andere Erklärungen finden, als die, dass die Probanden wahrheitsgemäß und nicht von als erwünscht angenommenen Eigenschaften beeinflusst antworten, wie auch Jones und Sigall einräumen.

Auch indirekte Methoden sind denkbar. So schlägt Esser (1975, zitiert nach Hartmann, 1991, S. 97) im Zusammenhang mit dem von ihm konstruierten „Maß der Selbstpräsentation“ die indirekte Zuschreibung *eines* als sozial erwünscht bezeichneten Merkmals, nämlich des Wissens, vor. Bei einem Test werden vorgeblich Wissensfragen gestellt, der Beantwortung so schwierig ist, dass sie tatsächlich nur von einem kleinen Teil der Befragten beantwortet werden kann. Als Antwortmöglichkeiten werden vier Antwortkategorien angeboten: die richtige und zwei falsche Lösungen sowie die Antwortvorgabe „Weiß nicht.“ Werden mehr falsche Antworten angekreuzt, als die Kategorie „Weiß nicht“ so ist davon auszugehen, dass die Person Wissen signalisieren wollte (weil sie „Wissen“ als sozial erwünscht perzipiert hat?). Esser sieht darin eine Zuschreibung der „sozial erwünschten Eigenschaft Wissen“. Einen Vorteil des Verfahrens sieht Hartmann darin, dass die eigentliche Absicht der Fragen nicht ersichtlich ist.

Kritisch möchte ich jedoch anmerken, dass nicht zu ermitteln ist ob die Personen tatsächlich deshalb falsch raten, weil sie eine ausgeprägte Tendenz zur Sozialen Erwünschtheit besitzen. Es wäre zum Beispiel denkbar, dass die Befragten lediglich einer Frustration ausweichen, die in der Erkenntnis ihrer Unkenntnis besteht und im Bestreben, die Einsicht in das eigene Nichtwissen zu vermeiden, lieber irgendwelche Antworten geben. Das Antwortmuster ließe sich also unter anderem auch auf die interne Regulation des Selbstwertgefühls zurückführen. Diese Form der Messung in Bezug auf Soziale Erwünschtheit, wie auch immer definiert, ist offensichtlich inadäquat halte, da zu viele Einflüsse denkbar sind. Außerdem ist nicht klar zu belegen, dass die Versuchspersonen naturwissenschaftliche Kenntnisse tatsächlich als wünschenswerte Eigenschaft ansehen.

Ein interessanter Ansatz stammt von Borkenau und Ostendorf (1987c, zitiert nach Amelang und Bartussek, 2001) die für den deutschen Sprachraum zwanzig Quartette entwickelte. Nach den Autoren ist dann von einer hohen Tendenz zur Sozialen Erwünschtheit zu sprechen, wenn z.B. jemand die Frage „Würden Sie sich generell eher als sparsam denn als verschwenderisch bezeichnen?“ bejaht, desgleichen aber auch die Frage: „Würden Sie sich generell eher als großzügig denn als geizig bezeichnen?“ Kritisch lässt sich hier aber einwenden, dass die Personen sich an extern vorgegebenen Begriffen orientieren, die eine - ebenfalls externe - Bewertung mit ins Spiel bringen. Bewiesen wird lediglich, ob eine Person sich stark an *externen, verbalen Bewertungen* orientiert, nicht aber, ob diese für den Probanden gleichbedeutend mit sozial erwünschten Verhaltensweisen sind.

Ferner fanden Versuche statt, Soziale Erwünschtheits-Orientierung mittels Reaktionszeitanalysen herauszufinden (Amelang, M., 2000) oder diese über die Probandeneinschätzung einer mit hoher Wahrscheinlichkeit langweiligen Aufgabe zu erfassen (Malowe und Crowne, 1964, zitiert nach Hartmann).

Insgesamt gesehen gab es eine Fülle mehr oder weniger befriedigender Versuche, Antworttendenzen in Richtung „Sozialer Erwünschtheit“ in Zusammenhang mit konkreten Fragestellungen zu messen, die sich alle in irgendeiner Hinsicht kritisieren lassen. Nahezu allen experimentellen Verfahren ist gemein, dass sie auf einer Täuschung des Probanden basieren, da man diesen natürlich nicht sinnvoll zu seiner Tendenz sozial erwünschtes Verhalten zu zeigen, befragen kann. Die weitverbreitete Verwendung von Skalen erscheint mir in hohem Maße anfällig für Fehler und willkürliche Interpretationen (zur ausführlichen Kritik vgl. Hartmann, 1991, S. 72 ff) Abschließend muss man hier feststellen, dass die Tendenz zu sozial erwünschtem Verhalten zwar als *Fehlervariable* vor allem um ihrer Eliminierung willen (besonders bei Fragebogenuntersuchungen) erfasst wurde, dass sie aber als *Persönlichkeitseigenschaft* im weitesten Sinne selbst noch am Anfang gezielter Erforschung steht. Offensichtlich stellt sich die Herausforderung, Soziale Erwünschtheit in ihrem weitreichenden Einfluss anzuerkennen und geeignete Messverfahren zu entwickeln. Wir werden auf diesen Punkt in den abschließenden Bemerkungen zurückkommen.

2.4 Soziale Erwünschtheit und Konsistenz im Hinblick auf Messbarkeit

Die Frage, ob und inwieweit Soziale Erwünschtheit als Konsistenzmoderator wirksam wird, hängt in beträchtlichem Maße davon ab, wie Soziale Erwünschtheit definiert und erklärt wird. Jeweils unterschiedliche Definitionen / Erklärungen bleiben nicht ohne Konsequenz für Hypothese, Versuchsaufbau und Interpretation der gewonnenen Ergebnisse.

Darauf weist auch Schmitt (1990, S. 101 ff) hin, wenn er beispielsweise Snyder (Selbst-überwachungstendenz zeitigt *generellen* Moderatoreffekt auf alle auf alle Eigenschaftsindikatoren mit sozialen Wurzeln und Bezügen) Bem (*intraindividuelle Bereichsspezifität* des Moderatoreffektes) gegenüberstellt. Neben der Definition scheint es bedeutsam, mit welchen anderen Moderatoren Soziale Erwünschtheit in Verbindung gebracht und untersucht wird, außerdem die Frage, welche Verhaltensweisen denn nun moderiert werden sollen. Bezieht man die oben (2.1. Definition Sozialer Erwünschtheit) benannte Vielfalt bzw. Vagheit von Definitionen und Erklärungen mit ein, kann die große Zahl widersprüchlicher Daten und Interpretationen niemanden mehr ernsthaft erstaunen. Es kann mir deshalb an dieser Stelle auch nicht daran gelegen sein, eine Unzahl von Studien und ihre Ergebnissen zu referieren, bzw. die unterschiedlichen implizierten Definitionen Sozialer Erwünschtheit aus dem Vorgehen der Forscher zu extrahieren. Stattdessen möchte ich an dieser Stelle bestehende Studien mit meiner oben geäußerten Hypothese in Beziehung setzen, da mir dieses Vorgehen - auch um den Preis eines umfassenden Überblicks - vielversprechender erscheint.

Ich hatte weiter oben die These aufgestellt, dass Personen mit einer starken Tendenz zur Sozialen Erwünschtheit *ausschließlich deswegen* in vielen Bereichen Konsistenz zeigen, d.h. dass die Tendenz zur Sozialen Erwünschtheit nicht nur Konsistenz moderiert, sondern auch erzeugt. Dies sollte vor allem auf Eigenschaften zutreffen, welche die Personen selbst als sozial erwünscht perzipiert haben. Tendenz zum sozial erwünschten Verhalten und der Konsistenz von für das Funktionieren der Gruppe notwendigen Eigenschaften stehen nach dieser Überlegung in einem direkten, proportionalen Zusammenhang, d.h. je mehr eine Person eine Tendenz zum als von ihr sozial erwünscht wahrgenommenen Verhalten zeigt, umso konsistenter verhält sie sich über Zeit und Situation hinweg bezüglich der als erwünscht wahrgenommenen Verhaltensweisen und Eigenschaften.

Wie kann man eine solche Hypothese nun „rein hypothetisch“ prüfen? Die Antwort lautet: unter Berücksichtigung der gängigen „wissenschaftlichen Spielregeln“ eigentlich gar nicht. Wir können lediglich die hier vorgebrachten Gedanken mit bereits bestehenden Untersuchungen und ihren Ergebnissen in Beziehung setzen und mehr oder weniger logisch sichere Schlüsse ziehen.

Demnach können wir alles, was hier zu diesem Punkt folgt, lediglich als Spekulation betrachten, die allerdings als solche durchaus wertvoll für die Analyse sein kann. Gesetzt den Fall, mir ständen die erforderlichen Möglichkeiten zur Verfügung, hätte ich natürlich zunächst einmal meine Definition Sozialer Erwünschtheit (*Disposition zur gezielten Veränderung der in irgendeiner Weise gezeigten Merkmale einer Person durch diese selbst, mit dem Ziel, eine perzipierte Diskrepanz zwischen eigenen Selbstattributen und als erwünscht wahrgenommenen Attributen vor sich selbst und/oder anderen zu verschleiern*) einer Prüfung der Konstruktvalidität zu unterwerfen.

Es wäre also zu klären, wie dieses Konstrukt angemessen im Sinne eines Untersuchungsaufbaus umgesetzt werden könnte.

Eine Versuchsplan könnte die individuelle Einschätzung von Adjektivlisten zur Ermittlung des persönlichen Begriffes von sozialer Erwünschtheit (Hier wäre eine Klärung der Kriteriumsvalidität erforderlich) durch Probanden veranlassen und eine Überprüfung vornehmen, ob die Selbstauskunft der Versuchsperson im Sinne dieser Erwünschtheitsmerkmale verzerrt wird, wenn man sie einem Vergleich mit transsituativen und transmodalen Verhaltensbeobachtungen aussetzt. Zudem wäre unsere Fragestellung, ob das Verhalten vor allem in bezug auf die als erwünscht assimilierten Verhaltensweisen konsistent ist oder nicht.

Untersuchung in dieser Richtung gab es in der Tat durch mehrere Forscher, z.B. Phillips & Clancy (1970/1972, zitiert nach Hartmann, 1991, S.100 ff.), Gove und Geerken (1977, zitiert nach Hartmann, 1991, ebenda). Für eine Reihe von Items wurden Selbstauskünfte und Erwünschtheitsbeurteilungen (auf einer Skala von 1 -9) erhoben. Phillips und Clancy (1972) benutzten die individuellen Erwünschtheitsbeurteilungen als Kontrollvariablen um sie gegen die *zum gleichen Item* gegebenen Selbstbeschreibungen abzugleichen. Die Kritik an diesem Verfahren liegt klar auf der Hand: wie Hartmann (1991, ebenda) betont ist davon auszugehen, dass „Selbstauskünfte und Erwünschtheitsbeurteilungen mit einiger Wahrscheinlichkeit *keine unabhängigen Messungen* darstellen, erst recht dann nicht, wenn beide Arten der Information im Rahmen nur einer Befragung ermittelt werden.“ Wie oben schon bemerkt wurde, lässt sich wohl kaum ein Verfahren zur Messung Sozialer Erwünschtheit finden, gegen dass nicht zumindest milde Kritik geltend gemacht werden kann. In diesem Fall ist letztere aber wohl zu schwerwiegend, als dass wir die Ergebnisse für die Klärung unserer Fragestellung heranziehen wollten.

Aussichtsreicher und unserem oben geforderten Versuchsaufbau nahestehend erscheint eine Untersuchung von Amelang und Borkenau (1981b, zitiert nach -Schmitt, 1990, S.105 ff), welche Soziale Erwünschtheit als Moderator der Konsistenz zwischen Selbst- und Fremdbeschreibung untersuchte. Ich bin geneigt, diese Ergebnisse *spekulativ* als Testung meiner oben genannten, allgemeineren Hypothese *anzusehen*. Wenn es den Probanden gelingt, sich konsistent an die eigenen Erwünschtheitsbeschreibungen zu halten, was mittels Fremdrater überprüft wird, so wäre die Verallgemeinerung zulässig, dass ihre Tendenz zu als sozial erwünscht wahrgenommenen Verhaltensweisen für transsituative und transmodale Konsistenz verantwortlich ist.

Die Studie erhob an 344 Probanden acht Persönlichkeitseigenschaften mittels eines Fragebogens. Es handelte sich um Extraversion, Neurotizismus, Nervosität, Depressivität, Erregbarkeit, Geselligkeit, Gelassenheit, Gehemmtheit. Je drei Bekannte oder Verwandte (Fremdrater) schätzten mittels Adjektivlisten die gleichen Eigenschaften ein. Die Gruppe wurde je nach SE-Werten gedrittelt, um die Moderatorfunktion zu ermitteln.

Nach einer Korrektur der Validitätskoeffizienten wegen bestehender Varianzunterschiede ergab sich ein überraschendes Ergebnis: *je sozial erwünschter die Probanden, desto schlechter stimmten Selbstbeschreibung und Fremdeinschätzung überein*. Eine stichhaltige Begründung dieser Diskrepanz könnte darin liegen, *dass sich Personen mit einer hohen Tendenz zur Sozialen Erwünschtheit doch überraschend*

stark an situativen Gegebenheiten orientieren, d.h. sie richten sich in ihrem Verhalten nach Wahrnehmungen, welche die aktuelle Situation (!) und die jeweiligen Interaktionspartner betreffen. Es könnte also eine entscheidende Rolle spielen, was die Probanden für Erwartungen über sozial erwünschtes Verhalten beim Versuchsleiter vermuten und welche davon abweichenden Definitionen über Soziale Erwünschtheit sie hingegen bei den jeweiligen, aus unterschiedlichen Kontexten stammenden, Fremdratern wahrnehmen. Auf diese Möglichkeit weist auch Schmitt (1990, S. 104) hin, wenn er die verschiedenen sozialen Kontexte und die jeweiligen, damit verbundenen Erwartungen der Fremdrater betont. Es lässt sich also vermuten, dass die Tendenz zur Sozialen Erwünschtheit selbst zwar konsistent ist, gerade deshalb aber in Bezug auf das Verhalten keine Konsistenz hervorbringt. Mit anderen Worten: Je höher die Tendenz ist, als sozial erwünscht wahrgenommene Verhaltensweisen zu zeigen, umso geringer ist die transsituative Konsistenz des Verhaltens.

Kann die oben geäußerte Hypothese nun gehalten werden, als erwünscht wahrgenommenes Verhalten erfreue sich transsituativer und transmodaler Konsistenz umso mehr, je mehr die Person eine Tendenz hat, sich nach solchen Wahrnehmungen zu richten? Offensichtlich nicht! Es muss berücksichtigt werden, dass sich, wie oben schon angedeutet, die Definition dessen, was als sozial erwünscht gilt, von Situation zu Situation, je nach Interaktionspartner, ändert. *Führt man die Tendenz erwünschtes Verhalten zu zeigen, motivational auf ein hohes Anerkennungsbedürfnis zurück, so ist es im Grunde nicht verwunderlich, dass das gezeigte Verhalten abhängig vom Kontext ist, davon, wofür es in einem ganz bestimmten sozialen Setting Belohnungen („Anerkennung“) gibt.*

Wir gelangen also vorläufig zu dem Schluss, dass Soziale Erwünschtheit offensichtlich in der Lage ist, Konsistenz zu moderieren aber - was der oben beschriebene, negative Zusammenhang zeigt - nicht transsituativ. Zu ähnlichen Ergebnissen gelangt Schmitt wenn er eine Studie von Buse (1976) auswertet, bei der Klassenkameraden von Schülern als Fremdrater herangezogen wurden. Schmitt vermutet, dass möglicherweise einerseits der äußere Rahmen (das Klassenzimmer) zur Abstimmung von Fragebogenbeantwortung und gewöhnlicher Selbstpräsentation gegenüber den Mitschülern angehalten habe, andererseits dass die Probanden angesichts der aus dem gleichen sozialen Kontext stammenden Fremdrater gar keine verschiedenen Images erzeugen konnten.

Durch die gescheiterte Bezugnahme unserer Hypothese auf eine bestehende Untersuchung hat sich uns also ein weiterer wichtiger Aspekt des Konstruktes offenbart: Soziale Erwünschtheit scheint mehr zu sein, als die generelle Tendenz von Personen sich an allgemeinen Normen zu orientieren. Offensichtlich kommen eine Vielzahl von Einflüssen zusammen, die „Soziale Erwünschtheit ausmachen. Einer *und nur einer* dieser Einflüsse scheinen die anwesenden Dritten zu sein, womit sich auch eine Abhängigkeit Sozialer Erwünschtheit von der Untersuchungssituation offenbart. Ich werde in der Folge versuchen, auf der Grundlage dieser Überlegungen zu einer abschließenden Bewertung Sozialer Erwünschtheit als Konsistenzmoderator zu gelangen.

3. Schlussfolgerungen, Ausblick, Fazit

3.1. Soziale Erwünschtheit: Problematik von Sichtweise und Definition?

Wie wir oben bereits gezeigt haben, ist dem Konstrukt „Soziale Erwünschtheit“ oder der von mir vorgeschlagenen Begrifflichkeit „Tendenz zu sozial erwünschtem Verhalten“ nicht ohne weiteres beizukommen. Wir haben an wenigen, einfachen Beispielen einsehen können, dass man bei einer so komplexen Problematik stark differenzierte Fragestellungen untersuchen muss und dass eine Reihe von Faktoren zu berücksichtigen sind. Insofern ist auch die aufgestellte Hypothese (Soziale Erwünschtheit erzeugt Konsistenz der als erwünscht wahrgenommenen Verhaltensweisen) als pauschal, sogar naiv zurückzuweisen. Sie würde sich in der praktischen Forschung sehr schnell als völlig nutzlos entlassen. Auf der anderen Seite scheinen es gerade die differenzierenden, sorgfältig bestimmten Hypothesen zu sein, die zu verwirrenden da widersprüchlichen Ergebnissen führen.

Zu einem ähnlichen Ergebnis gelangt auch Schmidt, (1990, S.106) wenn er über den Moderator Soziale Erwünschtheit nach wesentlich umfassenderer Analyse schließt: „Je nach *Konsistenzform* und *Untersuchungskontext* sind *unterschiedliche* Moderatoreffekte der Sozialen Erwünschtheit zu erwarten. Obwohl die Mehrzahl der berichteten Untersuchungen Moderatoreffekte der SE zutage förderten, lässt sich deren Richtung und Gestalt nicht immer schlüssig interpretieren. Widersprüchlich ist die Befundlage vor allem im... Bereich der Konsistenz von Selbst- und Fremdeinschätzungen. Sie zeigt, wie eminent wichtig es ist, Untersuchungsplan und -methode *einschließlich aller Randbedingungen* so zu gestalten, dass ein möglichst eindeutiger Rückschluss von den gewonnenen Daten auf die zu prüfende, theoretische Hypothese gewährleistet ist. Von künftigen Arbeiten sind entsprechende Optimierungen zu fordern.“

Ein gewichtiger Punkt ist offensichtlich die oben schon benannte Problematik der Definition und Erklärung „Sozialer Erwünschtheit“. Es gibt zwar eine Reihe von Untersuchungen, die das Konstrukt zum Inhalt haben, aber Definition und Erklärungen der so bezeichneten Phänomene bleiben, wie oben festgestellt, vielfach nebulös und vage. Gerade hier könnte der Grund für die widersprüchlichen Ergebnisse und Verwendungen des Begriffes zu suchen sein. Bedeutsam erscheint vor allem der stillschweigende Konsens vieler Forscher, Soziale Erwünschtheit als *Fehlerquelle* wahrzunehmen, als eine *Verfälschungstendenz* des Messobjektes, *nicht aber als Teil unserer sozialen Identität*. Von einem philosophischen, den Korrelationskoeffizienten fernen Standpunkt aus betrachtet könnte man schließlich einwenden, es sei ein Teil unseres Wesens, dass wir uns nach „dem anderen“ der mit uns kommuniziert richten - und somit sogar eine Verfälschung, diesen Einfluss eliminieren zu wollen. Einer solchen Auffassung kommt der Gedanke zumindest näher, Soziale Erwünschtheit als Moderator der Konsistenz von Eigenschaften zu betrachten. Doch auch hier führt eine Vielzahl von Untersuchungen in das Labyrinth widersprüchlicher Ergebnisse, unterschiedlicher Deutungen und allenfalls der zu der Erkenntnis, das „Soziale Erwünschtheit“ je nach Fragestellung von einer großen Zahl bekannter und unbekannter Faktoren abhängig ist.

Vielleicht muss man den Begriff „Soziale Erwünschtheit“ als eher unbrauchbaren Oberbegriff für eine Reihe von Phänomenen und Verhaltensweisen begreifen, ähnlich den Begriffen „Liebe“ oder „Verhaltensstörung“. Das einzige, was durch das Konstrukt bisher wirklich sinnvoll erfasst wird, ist offensichtlich *der Gedanke* (!) dass Probanden ihre Reaktionen auf bestimmte Tests aus irgendwelchen Gründen in irgendeine Richtung mehr oder weniger (je nach Vergleichsmaß) stark *zu verfälschen scheinen*, d.h. *sich anders verhalten, als sie sich „eigentlich“ verhalten würden* und dass diese *möglichen* Verfälschungen in irgendeiner Weise „sozial“ bedingt sein können. Auch im

Rahmen der Untersuchung von Konsistenz steht nichts weiter fest, als dass die Tendenz einiger Personen, sich nach vermuteten Erwartungen (in einer bestimmten Situation oder generell) zu richten die Konsistenz von Eigenschaften bzw. von Verhalten als Indikator für Eigenschaften (?) beeinflussen *kann*. In welcher Weise und aus welchen Gründen ist dem vorliegenden Material nicht zu entnehmen.

Untersuchungen über Art und Motivation dieser „Verfälschungen“ müssen also zwangsläufig unergiebig bleiben, so lange es keine präzise und vor allem einheitliche (!) und sinnvolle Definition „Sozialer Erwünschtheit“ gibt. Diese wiederum kann meines Erachtens nur unter Einbezug der eben nur „sozial“ zu nennenden Komponente des Konstruktes gefunden werden. Ich werde versuchen in der Folge einige Voraussetzungen für eine fruchtbare Untersuchung zu benennen.

3.2. Soziale Erwünschtheit im Licht interdisziplinärer Betrachtung

Wie bereits in der Einleitung angedeutet, lassen sich sozial bedingte Verfälschungen von Messergebnissen bzw. sozial bedingte Einflüsse auf die Konsistenz von Eigenschaften m.E. nur unter dem Gesichtspunkt vor allem biologischer und soziologischer Theorien verstehen. Die meisten bisher erfolgten Erklärungsversuche beziehen zwar deren Begrifflichkeiten mit ein, gehen aber in der Berücksichtigung der sozialen Natur der Phänomene nicht weit genug. So splitten Marlowe und Crowne (1964, zitiert nach Hartmann, S. 125) „Soziale Erwünschtheit“ in das Bedürfnis nach „Anerkennung“ und die Erwartung, dass Anerkennung durch kulturell akzeptable Verhaltensweisen erlangt werden kann, auf. Auch Bem (1972a, zitiert nach Schmitt, 1990) sieht die Wurzel „Sozialer Erwünschtheit“ im Bestreben nach „Anerkennung“. Diese Erklärung haben wir bis hier stillschweigend akzeptiert. Zweifellos kommen jedoch noch andere Erklärungen in Frage, die wie ich meine, vor allem biologische und soziologische Modelle miteinbeziehen müssen. Es ist daher äußerst erstaunlich, dass diese Begrifflichkeiten im Zusammenhang mit der Definition und Erklärung „Sozialer Erwünschtheit“ im besten Fall lediglich benannt werden, ihnen letztlich aber nicht weiter nachgegangen wird, gerade so, als wäre durch sie alles erklärt. Wie Hartmann betont, gibt es bisher keinen Erklärungsansatz, der sich klassischer soziologischer Konzepte bedient. Das sei bedauerlich, so die Autorin, *„da gerade von der Theorie konformen Verhaltens, aber auch von der Rollentheorie fruchtbare Impulse zu erwarten sind.“*

Klar scheint, dass eine Orientierung an spezifischen und allgemeinen Normen einen dauernden Einfluss auf das Verhalten des Individuums zeitigt, deren Stärke untersucht werden muss. Hier ließe sich „Soziale Erwünschtheit“ also aufteilen in eine Orientierung an allgemeinen und spezifischen (bezugsgruppenorientierten) Normen. Um diese Sachverhalte zu verstehen und zu untersuchen, braucht es aber eine entsprechende - bei den genannten Disziplinen entlehnte - Sichtweise. Für die Erklärung dieser Einflüsse wiederum scheint eine auch biologisch-evolutionär geprägte Sichtweise obligatorisch, ebenso könnten physiologische Erklärungen durch die Kognitionsforschung beige-steuert werden .

Das spezifische „setting“ im weitesten Sinne wird dabei allerdings vernachlässigt. So könnte man einwenden, dass es bei der Frage ob „Soziale Erwünschtheit“ die Konsistenz von Verhaltensweisen moderiert bzw. einen Einfluss auf das Verhalten zeigt, es völlig unerheblich ist, inwieweit sie das *generell* tut. Untersuchbar bleibt lediglich, inwieweit in einer *konkreten* Untersuchungssituation die so bezeichneten Phänomene auftreten und worauf sie sich zurückführen lassen. Offensichtlich muss man also auch

die Vermutungen gerade dieser Probanden darüber, was gerade jetzt in dieser Situation als erwünscht zu betrachten ist, mit einbeziehen und die Stärke des Einflusses dieser Vermutungen für jede Untersuchungssituation an jedem untersuchten Individuum neu erfassen. Auch ein qualitativer Aspekt der Forschung wird folglich gebraucht. Schmitts oben zitierte Forderung, „Untersuchungsplan und -methode *einschließlich aller Randbedingungen* so zu gestalten, dass ein möglichst eindeutiger Rückschluss von den gewonnenen Daten auf die zu prüfende, theoretische Hypothese gewährleistet ist“, verstehe ich in diesem Sinne und schließe mich ihr an.

Ein positives Beispiel für einen der Komplexität der Thematik gerecht werdenden Erklärungsversuch ist jener *handlungstheoretische* von Esser (1986, zitiert nach Hartmann, S.1991, S. 127 ff), welcher eine *Nutzenmaximierung* als Grundlage durch „Soziale Erwünschtheit“ bedingter Messverfälschungen postuliert. Bei dieser orientiert sich der Befragte an erwarteten Handlungserfolgen (die Handlung ist hier eine bestimmte Antwort zu geben) die beeinflusst sind durch die 1) *kulturelle Identität*, 2) *die wahre Einstellung*, 3) *die situationale Erwünschtheit* einer Antwort und der 4) *Befragtenrolle*. Esser bezieht sowohl anwesende Dritte in die Überlegung mit ein, als auch kulturelle, übergreifende und situationsspezifische Normen und die Tendenz des Befragten, valide Antworten zu geben.

Entscheidend ist letztlich, dass es um die Erlangung von Anerkennung (Nutzen) durch eine konkret angebare Instanz - den Interviewer - geht. Andererseits besteht laut Esser eine Tendenz zur Abgabe einer validen Antwort, die sich je nach ihrer Stärke durchsetzt oder nicht (große Abweichungen von der wahren Einstellung verursachen Kosten). Ob valide oder erwünschte Antwort gegeben werden, hängt davon ab, welche der beiden Tendenzen stärker ist, gleichzeitige Präsenz führt laut Esser zu Inkonsistenz. Esser entwirft verschiedene Hypothesen, die er aber empirisch nicht geprüft hat. Kritisch ist lediglich einzuwenden, dass die genannten Determinanten vor jeder Untersuchung für jeden Probanden mit geeigneten Verfahren geprüft werden müssten.

Im Großen und Ganzen wird Esser Ansatz jedoch unserer Forderung nach einer umfassenden Sichtweise gerecht und erscheint daher vielversprechend.

Ebenso mit einbeziehen ist allerdings, wie eine genetisch, biografisch - wie auch immer - bedingte, mehr oder weniger ausgeprägte Tendenz, Anpassung an (vermutete) Erwartungen zu zeigen. Zudem sind bei einer Untersuchung sozialer Einflüsse auf Konsistenz natürlich auch *diejenigen Verhaltensweisen* der Messobjekte stärker zu berücksichtigen, die durch eine Tendenz zur Sozialen Erwünschtheit beeinflusst sein sollen.

Abschließend lässt sich also sagen, dass von einer interdisziplinär geprägten Forschung zur „Sozialen Erwünschtheit“ wesentlich mehr Erkenntnisse zu erwarten sind, als von einer lediglich differentiellen Perspektive, selbst wenn sich einige der hier genannten Ansätze und Betrachtungsweisen als wenig hilfreich erweisen sollten. Um nicht weiter hilflos ein Ergebnis an das andere zu reihen, wird sich auch die Konsistenzforschung neuer Erklärungsmodelle des Moderators „Soziale Erwünschtheit“ bedienen müssen, die nur in interdisziplinärer Zusammenarbeit entstehen können.

3.3 Fazit

Die Arbeit hat den Versuch unternommen, die äußerst komplexe und in ihrer Vielheit der Aspekte fulminante Breite der Phänomene „Sozialer Erwünschtheit“ unter verschiedenen Aspekten zu beleuchten. Einleitend wurde auf die Bedeutung eines biologisch/soziologisch orientierten Blickwinkels auf alle sozial bedingten Erscheinungen eingegangen um daran anschließend verschiedene Definitionen „Sozialer Erwünschtheit“ zu einer eigenen Definition zusammen zu fassen. Es wurden Fragen der Messbarkeit diskutiert und in Zusammenhang mit der Frage, ob „Soziale Erwünschtheit“ ein Konsistenzmoderator sei, eine eigene Hypothese aufgestellt. Die Arbeit gelangt zu dem Schluss, dass die unter „Sozialer Erwünschtheit“ zusammengefassten Phänomene höchstwahrscheinlich Konsistenz moderieren können, dass es aber für eine fruchtbare Untersuchung der Konstruktes sowohl als Fehlerquelle wie auch als Konsistenzmoderator einer interdisziplinären Betrachtungsweise bedarf, die bis heute nicht gegeben ist. Verschiedene Betrachtungsmöglichkeiten anderer Disziplinen wurden abschließend benannt, bedeutsam erscheinen vor allem soziologische und biologische Theorien für die Klärung der hier erörterten Fragen. Der Differentiellen Psychologie stellt sich also in diesem Bereich die Herausforderung, sich anderen Ansätzen und Erklärungsmodellen zu öffnen. Leider nur gestreift werden konnte die Frage, inwieweit „Soziale Erwünschtheit“ nicht Teil dessen ist, was die soziale Natur des Menschen und seine Orientierung am Gegenüber ausmacht und ob nicht gerade auch die Ergebnisse valide sein können, die es dem Messobjekt Mensch ermöglichen seiner sozialen Bezogenheit Ausdruck zu verleihen. Ein Standpunkt der meint, er könne das „reine Individuum“ sorgfältig von dieser Bezogenheit getrennt untersuchen, bringt sich möglicherweise um genau die Erkenntnisse, nach denen er so aufwendig sucht.

4. Verzeichnis der verwendeten Literatur

Amelang, M. & Bartussek, D. (2001, 5. Auflage). Differentielle Psychologie. Stuttgart: Kohlhammer.

Amelang, M. (2000). Persönlichkeitsforschung mit der Stoppuhr. Homepage der Universität Heidelberg.

Hartmann, P. (1991). Wunsch und Wirklichkeit. Theorie und Empirie Sozialer Erwünschtheit. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag GmbH.

Mann, L.: (1997, 11. Auflage). Sozialpsychologie. Weinheim: Psychologie Verlags Union

Schmitt, M. (1990). Konsistenz als Persönlichkeitseigenschaft ? Berlin: Springer.

Zimbardo, P. G. & Gerrig, R.J. (1999, 7. Auflage). Psychologie. Berlin: Springer